

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 6

Artikel: Erinnerung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERINNERUNG

Es war im Jahre des Friedens 1931. Eine ganze Woche Ferien hatte ich dem Lehrmeister abgeschmeichelt. Eigentlich standen mir nur drei Tage im Jahr zu. Diesmal aber hatte es gelangt.

Nun schwammen wir schon fünf Tage auf dem Strome, der als schäumender Springinsfeld zu oberst im Wallis aus einem blaugrünen Gletschertor ans Tageslicht tritt. Die russige, lärmende Werkstatt war versunken und vergessen. Wie Zigeuner lebten wir in den sonnigen Tag hinein. Unermüdlich trug uns das kleine aber seetüchtige Boot südwärts. Lyon war längst vorbeigeglitten. Vienne, St. Valier, Pont St. Esprit, Valence und all die malerischen Orte lagen weit zurück. Die Provence hatte sich aufgetan. Schon sah man die Luft flimmern über den trotzig Zinnen des Palais du Pape in Avignon. Wir stiegen hinauf durch die engen, heissen Gässchen der Stadt, auf eine Terrasse des düsteren Palastes, der noch heute Spuren der Inquisition zeigt. Wie wir aber unten den breiten Strom vorbeiziehen sahen, unten im Süden, zwar nur ahnend, die weite Camargue bemerkten, da hielt es uns nicht mehr.

Dort unten, man fühlt es, dort liegt das Meer!

Wer weiss, vielleicht schon morgen sind wir unten! Eine rastlose Ungeduld erfasste uns. Schon nach einer Stunde fuhren wir an der halben Brücke St. Bénézet vorbei. Emsig trug uns das ruhlose Wasser zwischen Beaucaire und Tarascon durch, und wenige Stunden später, bei sinkender Dämmerung, tauchte das eintönige Häusermeer der uralten, verträumten Stadt Arles auf. Auch sie vermochte uns nicht zu fesseln. Das Meer! Man glaubte schon seinen Hauch zu verspüren. Einen Versuch, das Zelt aufzubauen, unten im Delta, vereitelten die Moskitos, die uns in dichten Wolken überfielen. Also rüsteten wir zu einer Nachtfahrt und verliessen das ungastliche Ufer. Im Westen glühte ein letztes Abendrot, unten im Meere grollte ein fernes Gewitter und wir glitten lautlos durch die ungeheuerliche Einsamkeit scheinbar in die Ewigkeit hinüber. Fast glaubten wir, sie wolle kein Ende nehmen, diese halb durchwachte Nacht. Beim Morgengrauen entdeckten wir etwas, das wir bis jetzt nie gesehen hatten, nämlich riesige Schiffsmaste.

Solche können nur auf dem Meere sein; also ist es ganz nahe! Es dauerte aber noch eine gute Stunde, bis das schmutzstarrende Hafentädtchen Port St. Louis auftauchte. Hier waren nämlich die Segler, deren Maste wir schon auf eine Entfernung von über fünf Kilometern wahrgenommen hatten, verankert.

Im Hafen lagen zwei regelrechte Ueberseedampfer und es herrschte ein reges Treiben. Aber das Meer, das Meer?! Man ahnte, fühlte, roch es, aber zu sehen war es nicht. Wir wollten, *mussten* es jetzt einfach sehen! Da entdeckten wir einen Kanal mit eigentümlich blaugrünem Wasser. Das muss Meerwasser sein! Von einer wilden Unrast getrieben, setzten wir das Boot von der Rhone in diesen Kanal über. Endlich plätscherte Salzwasser gegen die Segeltuchhaut unserer Nusschale. Wir tunkten den Finger ein und kosteten. Wirklich, scheusslich salzig! Schnurgerade, etliche Kilometer weit zog sich der Kanal nach Osten. Nach und nach wuchs sein rechtes Ufer zu einem hohen Steindamm aus, an dessen andern Seite es immer stärker zu donnern begann. Hurtig, wie die muntern Krabben, die allenthalben davonhuschten, erkletterten wir den Damm.

Da Das Meer!

Wirklich, da lag es. Unser Traum erfüllt!

Einen dankbaren Blick spendeten wir dem Boote, das unten, im ruhigen Wasser des Kanals leise schaukelte. Dann blickten wir wieder hinaus und könnten einfach nicht genug bekommen. Wie das rollte und wogte! Ein scharfer Wind fegte aus Südwesten und blies uns salzigen Schaum ins Gesicht. Ganz benommen waren wir. Endlich rafften

wir uns doch wieder auf und paddelten los, das letzte Kanalstück, das in den Golf de Fosse mündet, auch noch hinter uns zu bringen. Unsere kühnste Hoffnung, Marseille im Boot zu erreichen, stand noch offen. Wir erwogen hin und her, ob eine Fahrt über den Golf zu wagen wäre. Wenn ja, dann würde unserer Fahrt die Krone aufgesetzt. Herrgott, man denke, in den Hafen von Marseille einlaufen!

Plötzlich war der schützende Damm zu Ende und wir streckten die Nase hinaus ins offene Meer. Ungeheure, langgezogene Wogen rollten daher, über die unser Boot wie eine Ente hinwegtanzte. Noch zögerten wir. Aber diese Bewegung, das langsame Auf und Ab, stärkte in uns den Entschluss, das Abenteuer bis zum Ende auszukosten. Wortlos, wie auf höheres Kommando, ergriffen wir die Paddel, drehten nach Südosten und legten mit ganzer Kraft los. Verbissen kämpfte unser winziges Fahrzeug, das bis jetzt nur Süßwasser gerochen hatte, gegen die gewaltige Dünung an. Der Leuchtturm, der die Kanaleinfahrt bezeichnet, wurde kleiner und kleiner. Aber das gegenüberliegende Ufer wollte nicht näherrücken. Nur ein haarfeiner Strich am nordöstlichen Horizont liess Land ahnen. Das liess sich aber nur feststellen, wenn wir oben auf einem Kamme sassen. Unten in den Wellentälern sah man nichts als hinten und vorne einen blaugrünen Berg von unheimlicher Klarheit. Wie Kristall schimmerten die Wogen. Stundenlang dauerte dieser Wechsel. Auf-ab, auf-ab, wie die Brust eines schlafenden Riesen. Weit draussen an der Kimmung zog ein Dampfer seine Bahn. Fischerboote grasten langsam ihre Fanggründe ab. Meist sah man zwar nicht viel mehr von ihnen als die Mastspitze. Sachte wuchs der Mast aus den Wellen empor. Für einen Moment kam dann das Boot selber zum Vorschein, um gleich wieder zurückzusinken. Ein ewiger Rhythmus, ein göttlicher Odem beseele das ganze Sein in dieser unerfasslichen Weite.

Unverdrossen schaufelten wir uns vorwärts. Ab und zu huschten Schwärme kleiner Fische über die Wasseroberfläche. Auch grosse Kerle, halb so lang wie unser Boot, schnellten in die Höhe, um klatschend zurückzufallen, das es hoch aufspritzte.

Nach und nach begann sich vor uns die Küste herauszukristallisieren. Schon lange hatten wir das dumpfe Donnern der Brandung vernommen. Jetzt sahen wir mit Staunen, wie die mächtigen, im freien Meere harmlosen Wogen sich an den steilen Felsen in ohnmächtiger Wut zerschlugen und zu tobenden Ungeheuern wurden. Ein einziger weisser Gürtel säumte die Küste. Wir hielten uns in ehrfurchtsvoller Entfernung, bis sich eine schützende Bucht auftat. Hier gelangten wir durch eine breite Flussmündung in den Etang de Berre, von welchem ein Kanal direkt nach Marseille führt. Das Meer war doch etwas zu bewegt für uns. Eine kleine Verschlechterung des Wetters hätte unserer Fahrt ein jähes Ende bereiten können. Deshalb kam uns dieser Kanal sehr zustatten. Ein sieben Kilometer langer Tunnel verbindet den Etang westlich von Marseille mit dem Meer. Die Nacht zog herauf, als wir dieses unheimliche Loch hinter uns gebracht hatten. Hoch oben auf der Mole, die den Kanalschiffen die Fahrt in den Hafen sichert, schlugen wir unsere Behausung auf. In der Ferne die weite Bucht von Marseille mit einem funkeln den Lichterkranz, überstrahlt von einem Sternenhimmel in südlicher Pracht. Leuchtfeuer blitzten auf, draussen auf den Inseln, Dampfer mit glänzenden Lichterketten suchten den Hafen, ein später Segler zog geisterhaft vorüber und wir sassen da, überwältigt, trunken von den neuen ungeheuren Erlebnissen. Todmüde krochen wir gegen Mitternacht auf unser hartes Lager, vom Meere mit einem donnernden Schlummerliede bedacht. Wir fanden aber keine Ruhe; das ewige Schaukeln steckte in allen Gliedern und

man hatte das Gefühl, als sei das ganze Weltall in wiegender Bewegung.

In aller Frühe machten wir uns wieder „seeklar“, um noch den letzten Abschnitt unserer Reise zu bewältigen. Zum letzten Male wurde das Zelt unter Aechzen und gelindem Fluchen im Bug vorne verstaubt. Natürlich setzten wir das Boot wieder ins offene Meer. Der geschützte Kanal, längs der Küste, kam uns viel zu einfältig vor. Ganz ohne Eile, jede Minute auskostend, näherten wir uns dem Hafen. Das wundervoll klare Wasser, das uns so entzückt hatte, war hier mit einer Schicht von Oel und Russ bedeckt. Der Verkehr nahm zu, je näher wir der Hafeneinfahrt kamen. Fischer kehrten von der nächtlichen Arbeit heim, gedrungene Schlepper huschten heraus, den grossen, im Hafen unbeholfenen Ueberseern Hilfe bringend. Ein riesiger Dreimaster, mit vollem Tucho, strebte westwärts.

Bei der Hafeneinfahrt herrschte ein dichtes Gewimmel umherschliessender Fahrzeuge aller Art. Nur wir hatten keine Eile mehr. Lustig flatterte die Schweizerflagge an unserem Bug im Morgenwinde. Hoch oben grüsste die

Kirche von Notre-Dame de la Garde, der Wallfahrtsort der Seefahrer.

Herausfordernd zwängten wir uns zwischen den Riesenkähnen aus aller Herren Länder hindurch und suchten einen Anlegeplatz. Der war nicht schwer zu finden. Der freche, kleine Wasserfloh, der sich da mit seltenem Hoheitszeichen im Hafenbecken wichtig machte, war längst bemerkt worden. Eine dichte Menge von Müssiggängern hatte sich bei einer geschützten Ecke angesammelt. Was wollten wir anders, als dem Rufen und Winken Folge leisten!

Mit einer selten gefühlten Genugtuung legten wir an. Ein Schiff mit der Schweizerflagge, und wenn auch nur ein kleines Schiff, war in den Welthafen eingelaufen.

Der krasse Wechsel, von der Einsamkeit des Meeres hinein in den Trubel dieser internationalen Stadt, beraubte uns fast unserer normalen Sinne.

Marseille, wer schildert deine mannigfaltigen Reize!?

Weit droben im Norden ruft die unerbittliche Pflicht, der Alltag.

Marseille, wir kommen wieder!

-w-

Wie schön isch d' Wält im Winterchleid!

Wie schön isch d' Wält im Winterchleid,
We alls so wyss isch überschneit,
U we uf d' Wälder, Fäld und Au
Lacht d' Sonne us em Himmelblau.

Wie schön, we uf em weiche Schnee
Unzählig Stärndli du chasch gseh,
U still derzue im Firneglanz
Grüesst üse liebe Gletscherchranz.

U Blueme hesch im Winter o,
Kristallni, vo de fynschte no,
U we no d' Sonne glitzret dry,
Was chönnti da no schöner sy? —

Nimm jedi Zyt, so wie si isch,
U so du gäng de zfride bisch.
E jedi Zyt dr öppis seit.
— — Wie schön isch d' Wält im Winterchleid!

C. M. Tanner=Aeschblimann.

Unsere Konzerte

wek. — Es ist das Verdienst des Berner Orchestervereins, in populären Konzerten auch zeitgenössische Werke aufzuführen. Am **Vierten Volkssymphoniekonzert** gelangte in Bern erstmals Willy Burkhard's Konzert für Streichorchester Op. 50 zur Wiedergabe. Man spürte sogleich, dass der Leiter **Walter Kägi** mit Burkhard's Schaffensart vollkommen vertraut ist und es versteht, die vielen inneren Gegensätze herauszuschälen und seine Intentionen auf das Orchester zu übertragen. Der erste Satz bestreift durch die fließende Linie, wobei das Aberwillige der Themen auffällig kontrastiert. Das Düstere, das auf dem Andantesatz lastet wird kurz unterbrochen durch eine turbulente Auflehnung gegen das Schicksal, um gleich wieder zurückzusinken in bedrückendes Grübeln. Das Werk schliesst mit einer der eigenartigsten Fugen der modernen Literatur, die nicht nur formal entzückt, sondern hauptsächlich auch durch ihr stimmungsvolles Kolorit fasziniert. Allerdings wird darin die Möglichkeit des Ausdrucks durch ein Kammerensemble von Streichern arg überschätzt. Sie sprengt die Fesseln und übersteigt die verfügbaren Mittel. **Walter Kägi** musizierte mit seinen Streichern plastisch klar abgestuft und mit prächtiger Verve und drückte der Wiedergabe den Stempel seiner ausgeprägten Künstlerschaft auf. Offensichtlich ungenügend vorbereitet war die folgende Bachkantate Nr. 202 „Weichet nur, betrübte Schatten“, die sehr unpräzise und unausgeglichen gespielt wurde.

Adelheid La Roches tragender Sopran eignete sich für das Beglückende dieser farbenreichen Kantate, obwohl sie in der höheren Lage leicht indisponiert zu sein schien. Nachteilig wirkte sich aus, dass der Solooboist durchwegs zu laut blies, dass der Solocellist mit Intonationsschwierigkeiten zu kämpfen hatte und man zudem bei der Solistin eine deutliche Aussprache vermisste; besonders gefielen dagegen Rud. A. Brenner, Solovioline, und Fritz Indermühle am Cembalo. Mit der Aufführung von Cherubini's D-Dur Symphonie war den Veranstaltern ein ausgezeichnete Griff gelungen. Dieses einzige symphonische Werk des Zeitgenossen Beethovens ist ganz zu Unrecht vergessen. Hauptsächlich die beiden Ecksätze fallen auf durch ihren Reichtum und ihre formale Geschlossenheit. Dieses erstmals in Bern erklangene Opus wurde beschwingt und sauber musiziert und beschloss das gutbesuchte Konzert.

wek. — In seiner dritten Matinee spielte das **Zurbrügg-Quartett** unter Mitwirkung von Armin Berchtold Werke von Kaminski und Schumann.

wek. — Ein Schüler des Genfer Klavierpädagogen Johnny Aubert, **Andre Perret**, der sich letztes Jahr den I. Preis für Klavier im nationalen Musikwettbewerb in Genf holte, stellte sich erstmals dem Bernerpublikum in einem eigenen Konzert vor, wofür er das unter der Direktion von Luc Balmer stehende hiesige

Stadtorchester verpflichtet hatte. Zum Vortrag gelangten gleich zwei Klavierkonzerte, nämlich Schumann's a-moll und Liszt Nr. 2 in A-Dur. Der Solist brachte alle Vorbedingungen mit, um diese Standardwerke der Romantik zu meistern. Trotz seiner Jugend versteht er alles Technische nicht nur zu beherrschen, sondern der Absicht des Komponisten unterzuordnen und selber, in künstlerisch empfindsamer Nachgestaltung, darüberzustehen. Das fertige Rüstzeug, das er mitbringt, ist aussergewöhnlich, wobei ausser seiner technischen Reife besonders seine gerundete, edle und kräftige Tongebung hervorgehoben werden muss. Den zum Teil unpiantistischen Schwierigkeiten des Schumann'schen Werkes wurde er ein einführender, das geheimnisvoll Romantische feinsinnig nachgestaltender Interpret. Im Lisztkonzert, seinem cheval de bataille, ging er vollends aus sich heraus, wobei er nie Gefahr lief, sich in virtuosem Selbstzweck zu verlieren, da er die innere Form dieser Tondichtung sowohl in ihrer schlichten, als auch in ihrer hymnisch wuchtigen Eigenart sensibel erfasste und gestaltete. Ein spezielles Lob gebührt übrigens auch dem von ihm gespielten Schmidt-Flohr-Konzertflügel, dessen klangliche Ausgeglichenheit und tonliche Fülle und Klarheit sich sehr zum Vorteil des Konzertes auswirkte. **Andre Perret** steht eine grosse Karriere bevor. Es bleibt zu hoffen, dass ihn sein Weg wieder mal nach Bern führt.